
UC-NRLF
B 2 803 104

Vorschriften

für die

Benutzung der Bibliothek

der Öffentlichen Lesehalle zu Jena.

Ausleihezeit: Mittags von 12—1 Uhr, Abends von 5—$^1/_2$9 Uhr.

1. Die gelbe Leserkarte berechtigt zur Entnahme eines Romans und eines oder mehrerer Werke aus den übrigen Abteilungen der Bibliothek. Auch kann der Entleiher eine zweite, grüne Karte erhalten, welche ihn berechtigt, außerdem noch Bücher aus den belehrenden Abteilungen zu entnehmen.
2. Die entliehenen Bücher müssen spätestens 3 Wochen nach Empfang zurückgestellt werden. Wird diese Frist versäumt, so hat der Entleiher für jeden weiteren Tag 5 Pfennige, nach einer Woche täglich 10 Pfennige zu zahlen. Bleibt auch eine schriftliche Mahnung erfolglos, so werden die Bücher auf seine Kosten abgeholt.
3. Es kann jedoch, sofern keine Vormerkung auf das betr. Buch vorliegt, eine Fristverlängerung von abermals 3 Wochen gestattet werden, wenn der Entleiher mit Angabe des Fälligkeitsstempels und der Signatur des Buches darum nachsucht.
4. Jeder Entleiher ist für Beschädigung oder Verlust des entliehenen Buches bis zur Höhe des verursachten Schadens haftbar.
5. Wer die entliehenen Bücher noch nicht zurückgegeben hat oder der Bibliothek Strafgeld bezw. Ersatz schuldet, erhält kein neues Buch; auch findet kein Umtausch innerhalb desselben Tages statt.
6. Der Entleiher hat, sobald in seiner Wohnung eine ansteckende Krankheit ausbricht, solche sofort anzuzeigen und die Bücher zurückzustellen.
7. Niemand ist berechtigt, die von ihm entliehenen Bücher an andere Personen weiterzugeben.
8. Die Bücher sind vor dem Wegtragen in Papier einzuwickeln und eingewickelt zurückzubringen.
9. Wohnungsveränderungen sind baldigst zu melden.
10. Wer diese Bestimmungen und die der Bibliotheksordnung übertritt, kann von der Bücherbenutzung ausgeschlossen werden.

Sonntags 11—12 Uhr.



Hiſtoriſche und akademiſche
Eindrücke aus Nordamerika

Eine hamburgiſche Abſchiedsrede

von

Erich Marcks

2. Auflage
Unveränderter Abdruck



1913
Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Historische und akademische Eindrücke aus Nordamerika

Eine hamburgische Abschiedsrede

von

Erich Marcks

2. Auflage
Unveränderter Abdruck





1913
Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig



Druck
der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig

Dem Senator Dr. Werner von Melle
in herzlicher Verehrung

Ich bin zur Niederschrift und Veröffentlichung der Abschiedsrede aufgefordert worden, die ich, im Begriffe, an die Universität München überzugehen, im Großen Saale des Vorlesungsgebäudes an der Edmund-Siemers-Allee an diesem 11. Juli gehalten habe. Ich habe nur hier und dort eine Einzelheit hinzugefügt; sollte der Druck der Rede überhaupt berechtigt sein, so mußte Farbe und Absicht der Stunde ganz erhalten bleiben. Ich rechne darauf, daß auch meine gütigen amerikanischen Wirte sie nehmen, wie sie ist, als Rede, und daß sie Mißverständnisse, die dem Ausländer nicht erspart zu bleiben pflegen, in Freundlichkeit berichtigen und verzeihen.

Sie knüpft innerlich und äußerlich an die frühere an, die ich beim Antritt meines Amtes in der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung am 8. Oktober 1907 gesprochen habe und die unter dem Titel „Hamburg und das bürgerliche Geistesleben in Deutschland" 1907 als Sonderheft bei Leopold Voß in Hamburg und 1911/12 als Teil einer größeren Sammlung im II. Bande meiner „Männer und Zeiten" bei Quelle & Meyer erschienen ist.

Die innerliche Meinung dieser Abschiedsrede faßt sich noch einmal in der Widmung zusammen, die sie auf ihrer Stirne trägt.

Hamburg, 22. Juli 1913.

Meine Damen und Herren!

Der verehrte Leiter der Oberſchulbehörde und der Wiſſenſchaftlichen Stiftung hat mit der gütigen und feinfühligen Fürſorge, an die er mich ſeit nun fünfzehn Jahren gewöhnt hat, mir die Gelegenheit dargeboten, nach dieſen fünfzehn Jahren ununterbrochenen Zuſammenhanges mit Hamburg, von denen die letzten ſechs dem dauernden Aufenthalt in Hamburg gehört haben, in dieſem Saale, der nun auch ſeit zwei Jahren die Heimat meiner öffentlichen Wirkſamkeit geweſen iſt, Abſchied zu nehmen von dem Hamburg, zu dem ich ſo lange und ſo oft von den Gegenſtänden meiner wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung reden gedurft. Ich habe die Anregung dankbar ergriffen. Ich möchte mein Lebewohl ſagen, indem ich auch heute aus meinem Berufe heraus zu Ihnen ſpreche, die dieſer Sommerabend noch einmal an der alten Stätte zu meiner wehmütigen Freude mit mir zuſammengeführt hat. Aber freilich, in dieſer Ferienzeit, nicht mit eigentlich wiſſenſchaftlichem Vortrage wie ſonſt; ich bitte darum, Ihnen heute

eine leichtere Koſt vorſetzen zu dürfen – eine Art, ſofern ich es vermag, von Plauderei: Eindrücke einer Amerikafahrt. Ich bin, vom Februar bis zum April 1913, zwölf Wochen lang in den Vereinigten Staaten geweſen, eingeladen zu einer akademiſchen Vorleſungsreihe, zur Eröffnung der von Jakob Schiff geſtifteten Gaſtprofeſſur „zur Pflege deutſcher Kultur" an der Cornell-Univerſität zu Ithaca im Binnenlande des Staates New York; ich habe dort die größere Hälfte jener Zeit verbracht, fünf Wochen daneben in Städten und Univerſitäten an der Oſtküſte, von Boſton in Maſſachuſetts bis Richmond in Virginien, und in den mittleren Weſten hinein bis Chicago und bis Madiſon in Wisconſin. Es war nur eine kurze Spanne Zeit; es war nur ein kleiner Ausſchnitt aus dem Rieſengebiet dieſes Reiches. Ich war drüben um zu arbeiten, nicht zumeiſt um zu beobachten; natürlich habe ich getrachtet, auch zu ſehen und zu hören. Die großen Erſcheinungen und die großen Probleme der amerikaniſchen Gegenwart drängen ſich ja dem Gaſte auf, in Wirtſchaft und Geſellſchaft, in Weltanſchauung und Kultur, in Verwaltung und Politik, in Einwanderung und Raſſenzukunft. Aber ich habe mir nie eingebildet, in dieſen großen und ſchweren Dingen mehr als ein wenig Anſchauung, Anregung, Farbe, als eine Reihe

allgemeiner Fragen und dazu allerlei Einzelheiten mit mir zu nehmen. Etwas mehr vielleicht auf dem Gebiete meiner perſönlichen und beruflichen Intereſſen – ſo ſehr ich auch da mir bewußt bin, doch nur dies und das geſehen und nichts vertieft oder gar ausgeſchöpft zu haben. Aus zwanzigjährigen, breiten und eindringenden Erfahrungen hat Hugo Münſterberg ſein Buch über die Amerikaner geſchrieben, das ja auch dieſe Gegenſtände der hiſtoriſchen und akademiſchen Kultur ſtoffreich und geiſtreich erörtert. Ich ſpreche zu Ihnen, meiner Grenzen bewußt, von den raſchen Eindrücken, die ſich da eben doch dem Fachmanne in mir geboten haben: dem Hiſtoriker, dem Profeſſor, insbeſondere – davon am Schluſſe – auch dem hamburgiſchen Profeſſor.

Dem Hiſtoriker? Was kann er denn in Nordamerika an Hiſtoriſchem ſehen? Sie kennen das alte Wort von der Geſchichtsloſigkeit des Amerikanertums. Du fährſt in den weiten Hafen von New York ein und wirſt von der Gegenwärtigkeit dieſes Lebens überwältigt. Da liegt zur Linken das grauſame Einwandererſieb auf Ellis Island, da ragen rechts die Rieſenhäuſer von Manhattan in den Himmel hinauf, wahrlich geſchichtslos, noch immer ein äſthetiſch ungelöſtes Formproblem, wie ſo viel Schmalheit der Grundlage

mit ſo viel Höhe dieſer 20, 30, 50 Stockwerke ſich verſöhnen laſſen ſolle, aber kühn, ſelbſtverſtändlich, großartig in ihrem raſtlos willkürlichen Emporſteigen in die hohe Luft, ſtolz und eigen in der bizarr gewaltigen Linie, die ſie dem Profile dieſer Stadt der Arbeit und des ſchrankenloſen Strebens verleihen. Du ſtehſt auf dem Turme der Lebensverſicherung am Madiſon-Square, 700 Fuß hoch über den Millionen von Menſchen und den hunderttauſend Gebäuden, die ſich unabſehbar dehnen, und blickſt über hohe Häuſer und niedere Kirchen, über das Meer der Straßen, über die Ströme rechts und links, über Hafen und See in eine endloſe Fülle von bewegtem Menſchenleben, und das Gewoge ihrer Arbeit grüßt, wimmelt, hämmert, läutet, brauſt von unten wunderſam herauf – ein Anblick und ein Eindruck, den größten vergleichbar, die ein Menſch heute erleben kann. Du fährſt, von einem gefälligen Wirte kundig geſteuert, im Auto durch eine Welt von Straßen – Villenſtraßen, Stadtſtraßen, Verkehrsſtraßen, Straßen mit Rieſenhäuſern und Straßen mit dreckigen Holzhütten, durch beackerte Felder, durch rauchende, riechende Fabrikorte, durch große grüne Parke und endloſe breite Avenüen, an denen noch niemand wohnt, durch höchſten Reichtum und bitterſte Armut, durch raſende Arbeit und Dunſt und Lärm, durch tiefſten Schmutz

und Elend und weite Stille – durch dieses Großherzogtum, das sich Chicago nennt und eine Stadt zu sein behauptet: eine Fahrt von Stunden; und bei Ankunft und Abreise führt dich der Zug lange, lange durch die Dürftigkeit der Vororte: Alles unfertig, unausgeglichen, auch für den Blick eines Besuchers, der es nicht für europäische Anstandspflicht hält, diesem Wesen gegenüber in Hysterien des Entsetzens und der Mißbilligung zu verfallen, erschreckend und doch hinreißend zugleich, ordnungslos und vorwärtsdrängend, großartig und fremd. Gewiß sind dies die stärksten Eindrücke vom Amerikanertum und schließlich die echtesten, weil sie die bezeichnendsten sind für die Neuheit und wilde Kraft dieser Welt. Dem eigentlichen Westen ist freilich auch Chicago nicht mehr das Neue – wie, Sie nennen Chicago Westen? so haben mich so manchesmal in Ithaca die Studenten aus den fernen Weststaaten lächelnd gefragt: „Chicago ist für uns eine Stadt des äußersten Ostens!“. Und ein Großfarmer, ein Grundbesitzer aus Idaho hat mir am Kamine der östlichen Universitätsstadt, in der er sich ausruhte, mit höflichen aber entschiedenen Worten in solchem Sinne von seinem Westen erzählt, seinen Gütern, seinem Betriebe, seinem Verkehre dort. Er sprach vom Unterrichtswesen dort hinten: wir lernen viel zu viel, man lehrt uns

alles mögliche, man lehrt uns deutsch; wozu brauchen wir deutsch? wozu brauchen wir geistige Kultur? wenn wir gesellig zusammenkommen, so sprechen wir ja doch nur vom Geschäft! Wozu also so viele verlorene Zeit und Kraft? Kultur ist ein Luxus für den Osten, wir haben andere Dinge zu tun. Für die Hamburgische Universität wäre dieser Praktiker nicht zu haben gewesen. Er war wohl ein Typus des Neuesten aus dem Nordwesten: aber gewiß zugleich ein Wegweiser gerade darauf, daß es auch in Nordamerika Alt und Neu, ein Werden vom Osten zum Westen hin, daß es Vergangenheit, daß es Geschichte gibt, Geschichte, die sich unwiderstehlich auch den Geschichtslosen aufzwängt, so grimmig sie sich sträuben.

Und gewiß: die Vereinigten Staaten und ihr Volk sind überhaupt nicht geschichtslos. Sie sind nicht nur die Kinder von Jahrtausenden der Menschheit, aus denen auch sie hervorgegangen sind, auf deren Dasein auch ihr Dasein ruht; auch in ihrem Lande haben sie schon drei Jahrhunderte gesehen. Sehr bald werden sie die Dreihundertjahrfeier der Mayflower begehen, der Fahrt der Pilgerväter an die Gestade von Massachusetts; noch früher hatten sich, ein Stück südlicher an dieser Ostküste, die ersten englischen Siedler in Virginien niedergelassen. Und zwischen Massachusetts mit

Neuengland hier und Virginien mit seinen Nachbarſtaaten dort hat dann ein Vierteljahrtausend hindurch jener großartige Prozeß der Entwicklung und des Kampfes ſich vollzogen, zwiſchen Nord und Süd, zwiſchen ländlich-ſtädtiſcher Demokratie und ländlicher Ariſtokratie, zwiſchen Farmer und Pflanzer, zwiſchen Puritanertum und Gentry, der eine Weile lang zum Gegenſatze zwiſchen Küſte und Binnenland, zuletzt dann wieder zum Gegenſatze wurde zwiſchen den Staaten der freien Arbeit und den Staaten der Negerſklaverei. Es war ein langer Wetteifer, ein langes Werden verſchiedener Menſchenarten, Kulturen, Weltanſchauungen, verſchiedener politiſcher Formen und Geſinnungen, ein ſtetes Miteinander von Nord und Süd und zugleich ein ſtetes Gegeneinander, während des Befreiungskrieges gegen England, während der Gründung der Union, nachher ein langes Auf und Ab, ein langes Übergewicht des Südens, bis dann von 1820–1860 die Abweichung dieſer zwei im gleichen Geſamtſtaat zuſammengeſpannten, einander unabläſſig ſtoßenden Kulturen unwiderstehlich emporſtieg, mühsam zurückgehalten wurde und ſchließlich im Bürgerkriege von 1861 furchtbar durchbrach. Es waren tragiſche Gegenſätze, erſchütternd groß, Recht gegen Recht, Art gegen Art, bis die ſtärkere Art und das ſtärkere Recht

ſiegten. Und erſt auf dieſem Siege erſtand, von den 70er Jahren ab, das neue Nordamerika mit ſeiner geſicherten Einheit, ſeiner gewaltigen Entfaltung unter dem Einfluſſe des Nordens, mit ſeinem allmählich fortſchreitenden Ausgleiche zwiſchen Nord und Süd, mit dem allmählichen Vortreten einer neuen Gliederung und neuer Verſchiedenheiten: wo dann der Weſten, immer weiterflutend in friſcher ſtarker Bewegung, ſich immer lebendiger als Träger eines Neuen empfand, als eigentlichen Erben des alten Neuenglands, der alten Yankeedemokratie, des alten Hinterwäldlertums, als etwas anderes neben dem älter und feſter werdenden Oſten. Das iſt, bis an die Gegenwart heran, der Lauf einer eigenen, eigenartigen und inhaltreichen Geſchichte, die längſt den hiſtoriſchen Blick auch der alten Welt auf ſich gezwungen hat: und ihren Spuren aus drei Jahrhunderten wird der beſuchende Hiſtoriker in Nordamerika mit beſonderer Liebe nachgehen, wo er es nur vermag.

Man tritt aus dem modernen New York in das Tal des majeſtätiſchen Hudſon hinaus, und die Namen, die volkstümlich grotesken Scherzgeſchichten von den erſten altholländiſchen Beſiedlern ſpringen einem entgegen, aus den Tagen, da New York noch Neuamſterdam war. Weit ſtärker iſt die Vergangenheit in Neuengland, in Maſſachu-

ſetts, in Boſton. Da redet das arme nordiſche Land mit ſeinen Granitkuppen und Birken und Kiefern, das ſteinige Land, das ſeine Bewohner zur harten perſönlichen Betätigung zwang. Da reden die alten Fiſcher- und Kaufmannsſtädtchen am Rande des atlantiſchen Meeres, mit ihren Holzhäuſern, ihren engen gebogenen Gaſſen, klein und erinnerungsreich wie Salem etwa. Vor allem, die Altſtadt von Boſton iſt ebenſo, winklig, eng, hiſtoriſch, europäiſch. Und in dieſen alten Gaſſen, die das Leben der Neuzeit durchflutet und beinah ſprengt, ſtehen die architektoniſchen Zeugen der 1770er Revolution, die geiſtlich-weltlichen Verſammlungsſäle, das alte Ständehaus des Staates Maſſachuſetts: beſcheidene, wenig ausgedehnte Räume des 18. Jahrhunderts, in nüchterner Holzarchitektur, mit ſchmuckloſen Säulen, Pfeilern und Emporen, alles einfach, klein und beinah ärmlich. Und doch haben in dieſen Zimmern, dieſen Hallen die Verſammlungen getagt, die für die Losreißung von England entſcheidend und klaſſiſch wurden, Ober- und Unterhaus der Staatsvertretung, und vor allem das erregte Boſtoner Volk. Dem Boſtoner, aber dem Amerikaner überhaupt redet hier jede Bank, jede Kanzel, jede Angabe von Perſonen und Ereigniſſen, die er von Kindheit her kennt und ehrt; dieſe Säle ſind zu Muſeen

geworden, in denen jeder Winkel mit den Erinnerungszeichen, mit den Reliquien dieſer Heiligen der Nation aus den Geburtsſtunden der Nation angefüllt iſt. Nahe dem Stadtkern liegt der alte Stadtpark der Boſtoner und an ihm entlang, von ihm ausgehend, die alten Patrizierſtraßen, ſtill, entlegen, mit den ſchmalen roten Backſteinhäuſern der bürgerlichen Ariſtokratie, die hier wohnte und hier wohnt, noch heute unverwandelt und vornehm.

Man kommt aus dem puritaniſchen Neuengland, aus dem Norden, in die Mittelſtaaten, in die Quäkergründung Philadelphia: geradlinig und ſchachbrettförmig von Anfang her; regelmäßig und überſehbar, ſo mächtig es gewachſen iſt, ſtellt ſich das Stadtbild noch heute dem Beſucher dar, der es vom hohen Rathausturme herunter muſtert. Da ſind, nahebei, die alten rechtwinkligen Hauptſtraßen, die alten ſtillen Plätze, und an dem einen von ihnen die Unabhängigkeitshalle, das pennſylvaniſche Staatenhaus, in dem der Kongreß der Freiheitskriege tagte, in dem am 4. Juli 1776 die Urkunde der Losſagung beſchloſſen ward, die große Prinzipienerklärung der neuen, freien, demokratiſchen Welt. In einfachem Backſteinhauſe auch hier wieder Räume von beſcheidenem Umfang und der gleiche Stil des klaſſiziſtiſchen Zeitalters, gar nicht prunkvoll, aber freilich reicher als

in Boſton, feiner in den Formen, behaglicher im Schmuck. Hier wie dort die Bildniſſe der Väter der amerikaniſchen Freiheit; aber im Norden ſind ſie ernſter, ſtrenger, nüchterner, auch dürftiger und härter in der Malerei: ſo hat der Boſtoner Copley die puritaniſchen Bürger ſeiner Heimat gemalt, in einem ins Kleinbürgerlich-philiſtröſe hinabgeſunkenen engliſchen Bildnisſtil. In Philadelphia, auf reicherem Boden, auf dem Wege zum ariſtokratiſchen Süden hin erſcheinen Menſchen und Bilder um ein Stück vornehmer und gelöſter; es mag vor allem ein zeitlicher Fortſchritt darin liegen, Maler wie Trumbull und Stuart waren um 20 Jahre jünger als Copley, aber auch die Gemalten gingen aus den engeren Zeiten der Vorbereitung in die ſtattlicheren und bewegteren der Erfüllung hinüber, und vor allem, die Redner und die Heerführer aus Virginien traten nun in den Vordergrund; ihre Erſcheinung und ihre Kämpfe hielt man feſt, und das engliſch vornehme, ein wenig langweilige und ſo männlich-geſchloſſene Ariſtokratengeſicht George Waſhingtons wurde zum höchſten Gegenſtande dieſer jüngeren Kunſt. Ihm folgt man, aus den Mittelſtaaten zum Süden hin: in die geſchichtsreiche Hauptſtadt des Bundeslebens, in die Bundesſtadt Waſhington zuerſt, deren hiſtoriſches Bild freilich nicht höher als 1820 hinaufreicht; aber ein Stück weiter, und durch

ein virginiſches Landſtädtchen hindurch, das ſeiner Welt einſt auch zugehörte, führt der Weg zu George Waſhingtons Wohnſitz hinauf. Da ſteht, auf dem Randhügel des Potomactales, über dem breiten ſtillen Fluſſe, von einem Gefolge kleinerer Geſinde- und Wirtſchaftsbauten, den Sitzen ſeiner weißen und ſchwarzen Dienerſchaft, gehorſam und beſcheiden begleitet, Waſhingtons Herrenhaus Mount Vernon da, ſehr vornehm in ſeiner Sonderſtellung, mit der Einfachheit ſeiner Terraſſe, ſeiner Ausſichtshalle mit den acht hohen Holzpilaſtern, alles ſehr ſchlicht und doch ſehr herrenhaft: man denkt, bei aller Verſchiedenheit ihrer Welt und ihres Weſens, an den Landedelmann Bismarck. Die Zimmer prunklos, aber behäbig; eine Fülle von Gaſträumen, in denen die Geſellſchaft des Südens einkehrte, ehe ſie, auf der Reiſe zum Norden hin, die Grenze Virginiens überſchritt; und in Schlaf- und Arbeitszimmer und Grabgewölbe weht der Geiſt des feſten klaren Edelmanns, ohne deſſen unbeugſam ſelbſttreue und ſachliche Sicherheit der Freiheitskrieg der 13 Kolonien nichts ſein würde als eine große Niederlage.

Noch ein paar Bahnſtunden ſüdlich, und man iſt in der Hauptſtadt Virginiens ſeit den Befreiungskriegen, der Hauptſtadt des Sonderbundes der Südſtaaten im Bürger

kriege von 1861, Richmond: der Stadt, wo Präsident Jefferson Davis residierte und der Kongreß seines Bundesstaates tagte, wo General Robert Lee mit der Gentry des Südens sein Sondervaterland so heroisch-genial gegen die erdrückende Wucht und die stärkeren Lebenskräfte des Nordens verteidigte. Auch hier sind die Wohnhäuser in Gedächtnishallen verwandelt worden, aber des Gedächtnisses an 1861, nicht an 1775; tausend Zeichen der schmerzlichen Anhänglichkeit, Reliquien auch hier, füllen alle Zimmer des Davishauses an, aus der Stadt weit in die Landschaft hinaus streckt sich die Denkmalstraße für Stuart, Lee und Davis: eine lange geradlinige Anlagenkette mit den Standbildern der drei Führer als gliedernden Schmuckstücken. Neues industrielles Leben umflutet heute in Richmond diese Trotzburgen einer agrarisch-aristokratischen Vergangenheit. Aber deren Gedächtniszeichen ragen überall hoch hervor: keine Grafschaft des Südens, so sagte man mir, die nicht ihr Kriegerdenkmal aus dem Bürgerkriege besäße und hütete. Man ist stolz auf den Versuch von 1861—65, auf die Heldentaten des aussichtslosen Kampfes; die Bitterkeit stirbt wohl mit dem Geschlechte aus, das die Wunden noch selber gespürt hat, aber der Stolz vererbt sich auf den Nachwuchs. Keine Spur etwa von Scheu oder Scham der Geschlagenen:

auch die Jungen ſpiegeln ſich freudig in der Geſchichte der gebrochenen Selbſtändigkeit ihres Landes. Ich ging in das weltverlaſſene kleine Williamsburg, das in früheren Tagen Virginiens Hauptſtadt geweſen war; ich fand auch da das Denkmal für den Bürgerkrieg, ich fand einen fachgenöſſiſchen, gelehrten Führer, aller ſüdlichen Erinnerungen voll und noch voll Zornes über die Gewalttaten der Sieger von 1865. Und er wie ſeine Umgebung erzählten die Geſchichte des älteren Virginiens. Hier liegen, inmitten des grünen Univerſitätshofes, die kleinen Gebäude der zweitälteſten amerikaniſchen Univerſität, des William and Mary-Colleges, in friedlicher Stille: die Tafeln an den Wänden des Hauptgebäudes rühmen, was alles von hier dereinſt ausgegangen ſei an bedeutenden Männern und an bedeutenden Gedanken. Und an weiten breiten Sandſtraßen liegen hölzerne graue Landhäuſer: da wohnten einſt, im 18. Jahrhundert, Gentry und Landvertreter der virginiſchen Legislatur, da hielten die reichen Grundbeſitzer ländlich Hof, da warb George Waſhington um ſeine Gattin, da blühte in den Sitzungszeiten ein buntes und – als die Revolution emporſtieg – ein politiſch gewichtiges Leben. Heute iſt alles das längſt verſunken, aber um Kirche und Wohnhaus webt unabweisbar mit tiefem, feierlichem Reize die Vergangen-

heit – kein Klang der Gegenwart hallt hinein; und im College werden die Söhne des alten Landes erzogen, im Angeſicht und Abglanze dieſer Geſchichte, in einer beinah verbiſſenen Pietät.

Und das iſt Nordamerika? ja, auch das! Ich habe nicht einmal die charaktervollſten unter den hiſtoriſchen Städten geſehen, Charleſton, das Hauptquartier der Pflanzergeſellſchaft von Südkarolina, oder die Orte franzöſiſchen Urſprungs im Süden oder in Canada, oder gar altſpaniſche Erinnerungsſtätten. Jedoch ſchon was ich ſah, lohnt dem Hiſtoriker den Beſuch: er muß dieſe Dinge einmal geſchaut und gefühlt haben, ſie ſind ihm unvergeßlich reich. Aber auch dem heutigen Amerika ſind ſie dies. Überall wendet ſich ihnen pietätvolle Liebe zu, man wallfahrtet nach Boſton, Philadelphia, Mount Vernon, die veränderte Welt huldigt dieſen Ahnen mit warmer Verehrung. Nicht nur der Oſten; iſt doch vom Volke der Oſtküſte ein gutes Teil längſt in den Weſten weitergeflutet und daheim durch neue, fremde Maſſen abgelöſt worden, die auch zu Amerikanern wurden oder werden; im Oſten und im Weſten iſt dieſes hiſtoriſche Gefühl lebendig, ein Gefühl der Kontinuität, ein Bewußtſein der Einheit mit dieſer Vergangenheit. Immer wieder wendet ſich, in Land und Stadt, die Vorliebe ſo vieler

Bauenden zum alten „kolonialen Stil“ zurück; vielorts begegnen die Sammlungen hiſtoriſcher Bilder, hiſtoriſcher Akten, Madiſon rühmt ſich ſeiner Aktenſchätze für die Geſchichte des Weſtens, Philadelphia für die des Oſtens; längſt gibt es eine lebensvolle amerikaniſche Geſchichtſchreibung; es gibt einen warmen, von Patriotismus, von Nationalſtolz durchglühten hiſtoriſchen Sinn. So ſtark iſt dieſer Zug, daß die verſtändnisloſe Überklugheit demokratiſch geſtimmter Beſucher aus Europa gemeint hat, solche Romantik mit verwundertem Achſelzucken verhöhnen zu müſſen. Mir ſcheint das Streben nach hiſtoriſcher Verwurzelung bei dieſer jungen Nation doppelt begreiflich. Romantik iſt, ſicherlich, nicht das für Nordamerika bezeichnende Wort; ich ſelber vergeſſe nicht, daß ich gewiß gerade dieſe Kreiſe hiſtoriſcher Richtung perſönlicher kennen gelernt habe und bilde mir nicht ein, daß ſie alles wären. Ausſchließlich-Gegenwärtiges, dem dieſe verfeinerten Stimmungen grundſätzlich fremd bleiben, Schärferes, Derberes, ja Grobes und Unreinliches genug ſieht auch der Beſucher; er ſieht New York und Chicago. Indeſſen auch dieſer hiſtoriſche Strom iſt da und iſt ſtark. Und die Beobachtung iſt nicht neu, daß ein ariſtokratiſcher Zug die amerikaniſche Demokratie von heute durchziehe.

Von der Ariſtokratie des Großkapitals ſpreche ich dabei nicht: ſie ſtammt aus den gegenwärtigſten Gegenwartskräften und ſteht in den heißeſten Gegenſätzen und Kämpfen des Tages und der Zukunft. Auch die Ariſtokratie der Geburt, die eher hierher gehört, erwähne ich nur: den Stolz der alten neuyorker Familien auf altholländiſche Abkunft – man denke der Rooſevelts; den noch gewichtigeren Stolz der neuengliſchen Altpuritaner auf die Abkunft von den Pilgervätern der Mayflower – von der bekanntlich halb Amerika herzuſtammen ſich rühmt. Den Ariſtokratismus meine ich, der zur Geſchichte mehr hinſtrebt, als daß er ſich von ihr herleitet: die neue ariſtokratiſche Bewegung der Bildung, des Bildungsdranges in den Vereinigten Staaten. Die hängt mit jenem innerlich hiſtoriſchen Empfinden, mit den hiſtoriſch-geiſtigen Mächten zuſammen, ſie geht auf die alte engliſche geiſtige Überlieferung zurück und geht, nach Europa hin, noch über dieſe hinaus.

Von dieſer Bewegung möchte ich hier noch handeln: ſie führt in die Welt der Univerſitäten, in die ich hineintrat oder an die ich herantrat.

Ich habe die Univerſitäten von Cambridge-Boſton (Harvard), von New Haven (Yale), von New York (Columbia),

von Philadelphia (Pennſylvania), von Baltimore (Johns-Hopkins), von Ithaca (Cornell), von Chicago und von Madiſon (Wisconſin) geſehen: eine Reihe, die in ſich ſelber eine Entwicklung enthält. Ich erinnere hier an die grundlegende eine Tatſache: der Ausgangspunkt der amerikaniſchen Hochſchule iſt die alte engliſche Form des College. Auf der Schule baut ſich dieſes College auf; es gliedert ſich in vier Jahresklaſſen, deren untere im ganzen (denn genau durchführbar iſt die Vergleichung nirgends) den oberſten Klaſſen des Gymnaſiums, deren obere im ganzen den erſten Semeſtern unſerer Univerſitäten verglichen werden mögen. Stets aber iſt das eigentliche Ziel des College die allgemeine Bildung, eine urſprünglich weſentlich klaſſiſche Bildung die ſich dann erweitert hat, eine Geiſtesbildung, beſtimmt, im Verein mit dem Zuſammenleben der jungen Männer, mit ihrer körperlichen, ſportlichen, geſellſchaftlichen Ausbildung, in dem Studenten den Gentleman zu erziehen. So hatte ſich im 19. Jahrhundert die alte Collegebildung ausgewachſen; wiſſenſchaftlich war ſie nicht, weder nach ihrer Lehrweiſe noch nach ihrer Abſicht. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts aber hat ſich an dieſe alten Formen zweierlei Neues angeſchloſſen. Einmal die praktiſche Schulung für einen beſtimmten Beruf. Fach-

ſchulen fügten ſich den Colleges an: ältere, d. h. juriſtiſche und mediziniſche, dann auch neuere, d. h. techniſche und landwirtſchaftliche; die Univerſitäten wuchſen ſich allſeitiger und praktiſch aus. Als zweites aber kam, zumal ſeitdem die neugegründete Johns-Hopkins-Univerſität in den ſiebziger Jahren das grundſätzliche Muſter geboten hatte, die eigentlich wiſſenſchaftliche Ausbildung hinzu, die dem College fremd war und die auch die Fachſchule, auch das eingegliederte Polytechnikum nicht bringen wollte, die Erziehung zum Forſcher. Die im College Fertigausgebildeten, mit dem „Grade" des Baccalaureus Gekrönten können ſich ſeitdem rein wiſſenſchaftlich weiterſchulen laſſen, in Abteilungen für die Graduierten, in Graduate Schools. Das iſt ein deutſcher Zuſatz zum alten angelſächſiſchen Blute der amerikaniſchen Hochſchule. Wie vieles Fremde iſt dem Blute der amerikaniſchen Raſſe, dem phyſiſchen wie dem kulturellen, ſeit nun ſchon langen Menſchenaltern beigemiſcht worden! Wie drohend pochen heute die ganz Fremdartigen, die Weſensfremden, Romanen, Slawen, Orientalen an die Tore dieſes Volkstums! Fremder als alle ſtehen die Neger daneben; noch weiß kein Sterblicher, wie dieſe ungeheuren Probleme ſich löſen wollen. Ehedem hat, neben und vor den Iren und Skandinaviern, der Zu-

ſtrom der Deutſchen das meiſte hinzugebracht. Aber die deutſche Einwirkung auf die Univerſität ſtammt nicht aus der Einwanderung her; ſie knüpft ſich an Altdeutſchland ſelber und unmittelbar. Es war der Wunſch des neuen Amerikas, auf die Höhe der alten Welt zu treten, deshalb wandte es ſich an die deutſche Kultur; es war ein hiſtoriſcher Drang, aus der „ungeſchichtlichen" Neuartigkeit der eigenen wirtſchaftlichen Kultur heraus, zur Wiſſenſchaft der alten Welt hinüber. Den deutſchen Univerſitätsunterricht hatten amerikaniſche Gäſte ſeit langem kennen gelernt; in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ſind Hunderte und Tauſende amerikaniſcher Studenten zu uns herübergekommen und haben bei uns gelernt und die Anregung heimgetragen. Die Neuerung, die ſich in Johns-Hopkins verkörperte, hat ſämtliche große amerikaniſche Univerſitäten berührt, die Ziele wiſſenſchaftlich geſteigert, jene höheren Abteilungen hervorgetrieben, im College ſelber die Freiheit des Studenten in der Auswahl der Lehrgebiete, die er betreiben wollte, gefördert. Das angelſächſiſche College freilich blieb beſtehen, und das 20. Jahrhundert hat eine Reaktion gegen den deutſchen Blutstropfen ausgelöſt, eine Gegenſtrömung vor allem zugunſten des alten Zieles der amerikaniſchen Univerſitätserziehung, zugunſten des

Gentleman, den nicht der Gelehrte verdrängen ſolle, zugunſten engliſcher, daneben wohl auch franzöſiſcher Lehreinflüſſe. Das nationale Erziehungsideal behauptete ſich, aber das Neue behauptete ſich auch. Und die Fäden der Verbindung mit Deutſchland haben ſich vermehrt und verſtärkt: der Profeſſorenaustauſch kam hinzu, eine wahre Wanderung deutſcher Gelehrter durch die Univerſitätsſtädte der Union; die deutſche Bewegung im Lande kam hinzu, die Organiſierung des Deutſchamerikanertums, die Errichtung deutſcher Geſellſchaften (Germaniſtic Societies) in New York und vielerorts – immer noch neue Vereine dieſer Art entſtehen, mit dem Zwecke wiſſenſchaftlicher Anregung, mit deutſchem Kerne, angeſchloſſen an die Univerſitäten, mitgeleitet von deren Leitern. Das alles wirkt fort. Der innerſte Sinn aber der geſamten Univerſitätsbewegung, die ich hiſtoriſch nannte, iſt geiſtige Überwindung der amerikaniſchen Einſeitigkeit. Dieſen weiteſten Sinn hat ihr, von hoher Warte aus, vor dreißig Jahren einmal Andrew D. White vorgeſchrieben, der Mitbegründer und erſte Präſident der Cornelluniverſität, deren vielverehrtes geiſtiges Haupt er bis heute blieb, der Staatsmann und Diplomat, der aller Verſtändigung Amerikas und Deutſchlands ſo oft und wirkſam und freundſchaftlich gedient hat. Er rief den alten Mitgliedern ſeiner

Jugenduniverſität Yale 1883 in einer glänzenden Anſprache die Loſung zu, über das Deutſche hinaus, in das Allgemein-Ideale hinein. Die ſtarke wirtſchaftliche Bewegung, ſo legte er ihnen dar[1]), iſt für Amerika ein Segen geweſen; wie kann man verhindern, daß ſie zum Fluche werde? Es iſt die Frage und Aufgabe, die das 19. Jahrhundert dem 20. ſtellt. Der „Merkantilismus" verlangt ein Gegengewicht; was für eines? Ein geiſtiges, ein ideelles! Das neue Jahrhundert wird eine Gedanken- und Gefühlsariſtokratie zu ſchaffen haben, gegenüber der Ariſtokratie des Geldes; dafür haben die Univerſitäten zu ſorgen. Das neue Amerika muß, in notwendigem Ausgleiche, in Religion, Philoſophie, Literatur, Wiſſenſchaft, Kunſt und Politik zum Denken erzogen werden, zum Denken, Schreiben, Malen, Bilden, zu der „Kunſt, etwas Beſſeres als Dollars auf die Nachwelt zu vererben", zu einer Wiſſenſchaft, „die Höheres erſtrebt als die Vermehrung der Eiſen- und Baumwollproduktion". Andrew White ſelber iſt Staats- und Geſchäftsmann geweſen und geblieben, ſeine Schöpfung Cornell hat den wirtſchaftlich-materiellen Unterricht ſtets ſorglich gepflegt, er war weit entfernt, die materiellen Grundkräfte ſeines Lan-

---

1) H. G. Wells, Die Zukunft in Amerika (Diederichs), 189 ff.

des zu mißachten, aber er wollte sie gesund erhalten durch Ergänzung, durch jene Durchtränkung des jugendlichen Nachwuchses mit einem geistigen, seelischen, menschheitlichen Ideal: so erhält auch das materielle Element der Zivilisation erst seinen richtigen Platz.

Man wird diesen Aufruf für die Entwicklungsrichtung der letzten Jahrzehnte typisch nennen dürfen. Es ist ein Aufruf nicht nur zur Forschung, sondern ebensosehr zur Bildung, vor allem aber doch zum Geistigen als Selbstzweck, zur Stärkung der Kräfte, die den Zusammenhang bedeuten mit dem Feinsten der alten Welt. Und nicht nur die Universitäten gingen diesen Weg. Mit ging eine neue Pflege der Musik – auch sie im engsten Zusammenhange mit Europa, zumeist mit Deutschland; mit ging eine neue Pflege der bildenden Kunst in eigener, vornehmlich von Paris aus beeinflußter Produktion und zugleich in umfassender Sammeltätigkeit: öffentliche und private Museen haben historisch die gesamte Bahn der Menschheit umspannt, von Mesopotamien und Ostasien herab, und haben nach dem künstlerisch Höchsten gegriffen, was die Kultur Europas in ihren großen Tagen geschaffen hat. Es kam die Jagd nach den Rembrandts, es kamen die Sammler, die großen Mäzene: Männer des härtesten, eigensten Ame-

rikanertums, mit deſſen eigenſten wirtſchaftlichen Zügen – aber das Ergebnis war doch, für ſie und für ihr Volk, die Annäherung an die europäiſche Vergangenheit und an deren wie äußerlichen ſo auch innerlichen Reichtum, an das Beſte der europäiſchen Kultur. Es iſt doch, trotz allem, ein Glück, wenn Amerika reich wurde an Rembrandtſchen Bildern, denn zur Folge wird doch eine Befruchtung des Bodens, auf dem nun einmal die Hälfte der weſtländiſchen Menſchheit wohnt und wächſt; das ergibt, trotz unſerem Verluſt und unſeren Klagen, einen menſchheitlichen Gewinn. Und ein Gewinn ſittlich-kultureller Art liegt auch in der Wendung der Großkapitaliſten auf dieſe, wenn man will, Mode einer neuartigen Verwertung ihrer Millionen: es liegt doch eine Erziehung, eine Adelung, eine Vertiefung in dieſer neuen Funktion, die der Beſitz ſich ſelber verliehen hat; ſeine Würde, ſein Pflichtgefühl, ſeine Selbſtrechtfertigung ſind damit gewachſen. Und dieſe Männer haben auch die Bibliothekspaläſte gebaut und gefüllt, ſie haben auch Univerſitäten errichtet und ausgeſtattet.

In die Welt dieſer neuen oder erneuerten amerikaniſchen Univerſität tritt der deutſche Gelehrte als Gaſt. Was kann er ihr bieten wollen? natürlicher- und wirkſamerweiſe nur rückhaltlos ſich ſelber und ſeine Eigenart.

Sicherlich, er muß mit offenem Auge und offenem Herzen kommen. Wer dieſe Welt nicht verſtehen und würdigen kann oder will, ſei es aus falſcher Vornehmheit oder aus einfacher Unfähigkeit, der bleibe hübſch zu Hauſe. In Amerika begrüßt den Kommenden eine erſtaunlich freie, behagliche, offene, liebenswürdige Gaſtlichkeit; die Fülle des Neuen und Lebendigen überſtrömt ihn faſt. Und er ſieht ohne Zweifel eine Menge von Fremdartigem, von Eigen-Amerikaniſchem.

Ich habe die große Abweichung genannt und erklärt: die Grundlage iſt überall das College geblieben, der Spender der allgemeinen Bildung. Das College entläßt ſeine ganz oder halb ausgebildeten Zöglinge, hier ſpäter, dort früher, hier nach vier, dort ſchon nach zwei Jahren, in die beſonderen Wissenszweige hinein (Theologie, Jurisprudenz, Medizin, Technik, auch in die Sonderfächer unſerer philoſophiſchen Fakultät, in der Graduate School), nach deren Geſichtspunkten ſie ſchon im College ſich ihre Vorleſungen zum Teil gewählt haben; oder es entläßt ſie in das geſchäftliche Leben. Fertig mit dieſer altakademiſchen Vorbildung iſt nur geworden, wer ſeinen „Grad" errungen hat: die Vereinigungen der Alten Herren (Alumni) und die Klubs der Graduierten faſſen dann, durch das Land hin, dieſe

Klaſſe der akademiſch Gebildeten in ſich zuſammen. Auch die deutſchen Univerſitäten ſind ja ſeit Jahrzehnten mit der allgemeinen Durchbildung unſerer Gebildeten in nähere Beziehung getreten; wieviele der ſpäteren Praktiker in Induſtrie, Handel, Heer, wieviele der Führer unſeres Wirtſchaftslebens haben unſere Hochſchulen, und neben den techniſchen Hochſchulen auch unſere Univerſitäten, beſucht! Unſere Univerſitäten haben getrachtet, den Ertrag der wiſſenſchaftlichen Arbeit auch breiteren Kreiſen weiterzugeben. In ihnen ſelbſt ſind die allgemeinen Wiſſenſchaften, diejenigen, von denen alle innerlich zu lernen haben, über das berufliche Spezialſtudium hinweg wieder zu verſtärktem Leben und verſtärkter Wirkung erwacht. Aber freilich, zwiſchen dem angelſächſiſchen College und der deutſchen Univerſität bleibt trotzdem der Abſtand groß. Wir können mancherlei von jenem lernen, und haben es getan, nachbilden können wir es nicht. Unübertragbar, ſo ſcheint es doch, bleibt uns die Art, wie dort die Studenten in großen Logierhäuſern der Univerſität (Dormitories) oder in der Menge ihrer größeren und kleineren Korporationshäuſer (Fraternities) zuſammenwohnen, unübertragbar ganz ſicherlich die ſchulmäßige unabläſſige Aufſicht, die ſtarke Kontrolle über den Fleiß, den Vorleſungsbeſuch, ein Aufruf der Namen oder

eine Aufzeichnung der Anweſenden bei Stundenbeginn oder -ſchluß, und die endloſe Reihe der Prüfungen, die ſich an jeden Kurs, an jedes Semeſter anheften und über Bleiben oder Ausſtoßung des einzelnen entſcheiden. Wir empfinden das doch als eine Überlaſtung und Quälerei für Lernende und Lehrende zugleich. Daß dieſe Aufſicht ihre Vorzüge hat, liegt auf der Hand; der übergroßen Freiheit zum Nichtstun ſucht man mit ſehr viel Recht auch bei uns zu ſteuern. Aber das amerikaniſche Verfahren würde unſere Studentenſchaft binnen einer Woche in die helle Revolution treiben: durch die Schulmäßigkeit ſeiner Formen nicht nur, ſondern durch ſeinen Geiſt. Hier tritt die Verſchiedenheit nicht nur des Alters- und Reifeniveaus, ſondern der tiefgewurzelten Überlieferungen grell zutage, und der Deutſche wird urteilen, daß die nationale Überlieferung drüben, bei allem Geſunden, das ſie enthält, unzweifelhaft in dieſem Stücke einer Reviſion bedarf: nicht zuletzt der Profeſſoren halber. Und unübertragbar findet er auch die Verfaſſung des Lehrkörpers der amerikaniſchen Hochſchule, den aufgeklärten Despotismus des leitenden Präſidenten, ſoviel ſich für ihn ſagen läßt und ſo vortrefflich er ſich in der Hand maßvoller, ſachlicher und wahrhaft aufgeklärter Univerſitätsherrſcher bewähren kann: unſer Profeſſorentum

würde ihn und würde die rein prekäre Stellung der Professorenkörperschaft in ihrer geistigen Selbstverwaltung nicht ertragen. Wir sind, oben und unten, in unserer Universitätsverfassung ungleich mehr Freiheit gewöhnt, als sie das Land der Freiheit – es soll nicht nur auf diesem Gebiete so stehen! – zu gewähren liebt.

Das alles empfindet der deutsche Besucher – vielleicht nicht immer völlig gerecht? denn es ist schwer, in den Geist und in die innere Notwendigkeit fremdartiger Einrichtungen wahrhaft einzudringen. Aber empfinden wird es jeder von uns. Er wird sich daneben der Eigenart, der Gewachsenheit, der Natürlichkeit des amerikanischen akademischen Daseins freuen, dieses lebendigen Treibens, dieser kräftigen Organisation der Jugend, ihrer Mitarbeit und Selbstverwaltung und Selbstbetätigung, wie sie in Dormitories und Fraternities, in Klubs und Lesehallen und akademischen Speisehallen, in den Turnhallen und auf freiem Felde und auf dem Wasser sich bunt und kräftig auswirkt und darstellt. Er wird sich an diesen Körperübungen freuen, auch wenn er den Klagen über ihre einseitige und geistig lähmende Übertreibung zuhört und glaubt; an dem bewegten Bilde der Übungsplätze im Universitätsgelände (dem Campus), mit ihrem Wettlauf und ihrem Ballspiel

und mit dem Waffendienſte, den, wo er einzureden hat, der Staat verlangt und den man ihm, weil er nicht freiwillig iſt, ſeufzend leiſtet. Um ſo freiwilliger ſchwärmen dann, und ſei es durch Schnee und Eis, die freſhmen, die Füchſe, in ihren Badekoſtümen aus, um Schnellauf und Dauerlauf zu üben; mit Heldenmut ſchlagen ſie ſich durch allerhand grobe Reſte eines bei uns überwundenen Pennalismus hindurch, der Freude voll, für jede Derbheit, der ſie ſich unterziehen müſſen, ſich im folgenden Jahre an der nächſten Generation kräftig ſchadlos zu halten.

Wir werden auch manches an der Art des Unterrichts, des klaſſenhaft praktiſchen Einlernens und Abfragens, beobachten, ohne es übertragen zu wollen. Und liegt nicht darin, liegt nicht im ganzen Betriebe des Colleges, in ſeinem begrenzten Lehrziel und Bildungsideal, etwas von derſelben Gefahr, die Vorteil und Nachteil des amerikaniſchen Daſeins überhaupt zu ſein ſcheint, von der Gefahr der Durchſchnittlichkeit, der Gefahr einer allzu gleichmäßigen Ausfüllung der Köpfe mit praktiſch bemeſſenem geiſtigem Inhalt, der Gefahr einer ausſchließlichen Ausbildung aller auf eine mittlere Höhe hin? Das iſt ja die Demokratie. Ein Raum für alle im Eiſenbahnwagen – es ſei denn, daß du dir mit hoher Sonderzahlung das Sonderabteil erkaufſt: aber die

Gliederung in Kupees, die wir gewöhnt ſind, gibt es nicht, weder bei Tage noch bei Nacht: ich weiß, daß es ſeine Vorzüge hat, aber ich liebe es nicht. Ein Raſen für alle auf den Kirchhöfen, die ich ſah, kein Sonderhügel für das einzelne Grab: ich ehre das, aber mich friert dabei. In den Predigten, die ich anhörte, die Durchſchnittlichkeit einer ehrenwerten, nützlichen, aber dürren Moralität, die ſich mit manchmal groben Mitteln wirkſam empfahl. Wohin ich blicken konnte, auch unter den Studenten, mit denen ich lebte, eine Menge tüchtiger, ja ehrwürdiger Wohlfahrtsarbeit, praktiſcher Humanität, überall ein bodenſtändiger, hilfsbereiter demokratiſcher Idealismus, der Achtung und manchmal Neid erzwingt – aber die Feinheit der ganz-perſönlichen Ausbildung, über die verſtändige Gleichmäßigkeit und die praktiſche Selbſtändigkeit des Durchſchnittes hinaus? die Vertiefung und die Erhöhung? der Duft der Kultur und der Perſönlichkeit? über aller tüchtigen Banalität und über der Fülle der Zwecke das Eigenleben feinerer freierer menſchlicher Bildung? Muß das der alten Welt allein verbleiben, vermöge einer Arbeitsteilung zwiſchen den Kontinenten?

„Sie haben," ſo ſagte mir, meinen Vorſatz beſtätigend, bei meinem Eintritt in Amerika ein älterer amerikaniſcher

Kollege, „Sie haben die Aufgabe, in Ihren Vorleſungen ganz deutſch zu ſein: was in Deutſchland eigener, älter, kultivierter, komplizierter iſt, das Hiſtoriſche in Perſönlichkeit, Geſellſchaft, Staat, das ſollen Sie vertreten und veranſchaulichen, damit meine Landsleute merken, was ſie nicht haben." Das war, in jenem Munde, das Wort eines neuen, hiſtoriſch und kulturell gerichteten Amerikanertums, das Wort der Verwandtſchaft über den Ozean hin. Ich habe es befolgt, ſchon weil ich gar nicht anders konnte. Ich habe in dieſer fremden Umgebung, die ich hochachtete, die ich zu begreifen und von der ich zu lernen ſuchte, und in der mir wohl war, die Beſonderheit unſerer Welt und die Werte unſeres Volkstumes freudiger gefühlt als vielleicht jemals daheim. Ich habe, als Hiſtoriker, der von dem Deutſchland des 19. Jahrhunderts zu berichten hatte, unſeren Staat mit ſeiner Wurzelkraft und ſeiner Stärke, die Verwachſenheit unſeres Staates und Volkes mit unſerem Heere, die zentrale Stellung des Heeres in unſerem ganzen äußerlichen und innerlichen Daſein, den naturgegebenen, ungeheuer weiten und tiefen Einfluß der europäiſchen Lage, unſerer Lage in Europa, auf unſere Geſchichte, auf unſere Politik, unſere Verfaſſung, unſere Geſellſchaft, auf unſer perſönlichſtes Daſein zu betonen, zu erläutern, zu begrün-

den, zu veranſchaulichen geſucht. Ich hatte die Geſchichte Bismarcks zu erzählen. Ich habe bei meinen Zuhörern wohl etwas wie ein Fragen und Zweifeln geſpürt, aber ſtets ein offenes Entgegenkommen, den freundlichen Willen, das Fremde, als ein Fremdes, doch auch anzuerkennen und in ſich zu würdigen und zu verſtehen. Heerweſen und Krieg! Ich darf es hier vielleicht in einer Art von Anmerkung ausſprechen, wie ſtark die Abweichung des Denkens und Empfindens natürlich gerade in dieſen Lebensfragen herausſpringt, wie eindrucksvoll es auch für den Deutſchen iſt, hier, in dieſem Lande, das heute noch ohne Nachbarn iſt, die Geſinnung von der unſrigen ſo tiefverſchieden zu ſehen, und wie ſonderbar es ihn berührt, daß doch auf allen Straßen und Plätzen nicht nur der Bundeshauptſtadt Waſhington die militäriſchen Denkmäler, die Reiterſtandbilder der Kriegeshelden ſtehen. In ſeinem Staatenhauſe zu Boſton prunkt Maſſachuſetts mit den Fahnen und Taten kriegeriſcher Vergangenheit. Trotz allem, was ſie fühlen und fühlen wollen, ſteckt doch auch dieſen Bürgern der neuen Welt die Geſchichte und der kriegeriſche Trieb merkwürdig ſtark im Blute. Und iſt nicht ihre eigene Geſchichte in Wahrheit von Anbeginn an, und vollends ſeit anderthalb Jahrhunderten, eine Geſchichte ununter-

brochener Machterweiterung, raſtlos vorwärts drängenden Machttriebes auch nach außen? Iſt Theodore Rooſevelt, der Imperialiſt, etwas anderes als der Fortsetzer aller großen Staatsmänner ſeiner Nation? Und wird ſein Imperialismus wirklich auf lange begraben ſein? Ist die Verſchiedenheit der Überzeugungen, der Ideale, die der Fremde auf dieſem Felde trotzdem unzweifelhaft an jedem Tage zu spüren bekommt, wirklich beſtimmt, die Zukunft dauernd zu beherrſchen? Genug: man ſpürt ſie ſtark, und ein jeder bekennt ſich zu *ſeiner* Welt. Die Boten, die herüber- und hinübergehen, wollen die Verſtändigung, das Verſtändnis befördern, bei ſich ſelber, bei ihren Hörern in der Fremde und ſpäter bei ihren Landsleuten daheim. Ich hatte die Botſchaft unſerer hiſtoriſchen Daſeinsbedingungen, die Botſchaft des hiſtoriſchen Denkens weiterzugeben, und, ſo gut ich es vermochte, die unſerer Kultur. Wirken wird drüben nur, wer unbefangen ſein eigenes und ſeines Volkes Leben vertritt und erklärt: ohne Angriffsluſt, aber mit ſelbſtverſtändlicher Liebe.

Ich habe ſoeben die Abweichungen betont; ich füge hinzu: nicht nur das willige Verſtändnis überbrückt dieſen Spalt im Augenblicke der gegenſeitigen Ausſprache, ſondern es ſind doch eben allgemeine Kräfte tätig, die uns ſtetig zueinandertreiben. Dem deutſchen Profeſſor im beſonde-

ren wird es drüben überall bewußt, wie vieles im amerikanischen Universitätsleben uns heute grundsätzlich entgegenkommt. Ich hatte dort das Gefühl lebendigen Widerhalles und natürlicher Gemeinsamkeit; in den akademischen Kreisen, die ich kennen lernte, das unwillkürliche Gefühl der Gleichartigkeit des Strebens und der Arbeit. Der amerikanische Universitätsbetrieb hat sich doch bis zu einem gewissen Grade, bei aller Eigenart, die er festhält, europäisiert, verfeinert, verwissenschaftlicht. Ich habe ausgezeichnete Vorlesungen angehört und überall vortreffliche Gelehrte angetroffen. Ich erstaunte über die vielseitige Ausgestaltung etwa der historischen Lehrabteilungen mit ihren fein, manchmal zu fein differenzierten Professuren für amerikanische, europäische, englische, für alte, mittlere, neuere Geschichte, für die Geschichte begrenzter Epochen. Ich fand in den Graduate Schools die volle wissenschaftliche Handhabung unserer eigenen Arbeitsmethoden und sah ihre Schüler und Schülerinnen in den Seminaren, in den Bibliotheken auf ihrem besonderen Arbeitsplatz; ich hörte, daß in der Berufung der Professoren die Frage nach der wissenschaftlichen Leistung immer lauter überwiege. Ich fand auf diesen Universitäten, unbeschadet ihrer Eigenzwecke, die Richtung auf Europa, auf Deutschland stark.

Und was den – vielleicht verwöhnten! – deutſchen akademiſchen Betrachter beſonders zu beſchäftigen vermag: auch die Reſonanz dieſer Univerſitäten, als Organe wie der Bildung ſo der Wiſſenſchaft, iſt in ſteter Zunahme. Es wächſt ihre ſoziale Schätzung, es wächſt ihre geiſtige Machtſtellung.

Ich würde Ihnen gern anſchaulicher von den verſchiedenen Typen erzählen, die ich ſah: von der höchſt eigentümlichen, politiſch-praktiſchen Einwirkung der Staatsuniverſität Madiſon auf den geſamten Bauernſtaat Wisconſin, in deſſen Hauptſtadt ſie thront, dem Staatenhauſe, dem „Kapitol", gegenüber, Hügel neben Hügel und Macht neben Macht; ſie durchtränkt ihr ganzes Land in erſtaunlichem Maße mit einem beinah allgegenwärtigen täglichen Unterricht durch Schrift und Rede, und mit politiſch-ſozialer Reformarbeit, in der ein großes Stück deutſcher, Bismarckiſcher Ideen ſteckt. Ich möchte Ihnen erzählen von der Gliederung und der Arbeit und dem Leben der Cornell-Univerſität zu Ithaca, deren Bild in ſo manchem Zuge meiner Darſtellung ohnehin hindurchſcheinen wird: ich würde beſonders gern von der mehr ſtillen und einſamen Spiegelung ſprechen, die alle amerikaniſchen Kulturprobleme in dieſem lieblichländlichen Muſenſitze finden, der friedenvoll und lächelnd

über der Kleinſtadt drunten im Tale und über ſeinem blauen langen See mit dem indianiſchen Namen ruht, wie eine deutſche Kleinſtadtuniverſität, und der wie dieſe alles Leben der Nation mitempfindet und mitlebt, aber mehr noch als Betrachter und Verarbeiter denn als Mitkämpfer. Jedoch für den hamburgiſchen Hörer ſind die Großſtadt-Univerſitäten charakteriſtiſcher. Da iſt das vornehme, geiſterfüllte, allezeit triebkräftige Harvard in Cambridge, das engverwachſen iſt mit der Nachbarſtadt Boſton, die älteſte amerikaniſche Univerſität neben der älteſten Großſtadt amerikaniſch-engliſcher Bildung, die beiden hiſtoriſchen Hauptſtätten der geſamten Union in dichtem Beieinander; auch dieſes altengliſche Harvard iſt von dem neuen deutſchen Zuge zur wiſſenſchaftlichen Durchbildung früh und ſtark ergriffen und lebendig fortgeſtaltet worden: hier hat Präſident Eliot ſeine Univerſitätsreform betrieben, von hier aus betreibt Hugo Münſterberg ſeine amerikaniſch-deutſche Kulturpolitik. Da iſt, an hiſtoriſcher Stätte gleich Harvard, in Philadelphia die Pennſylvania-Univerſität: in einer alten Stadt, deren heutiges Leben den Beſucher ſtärker und gegenwärtiger anmutet als das Boſtons, eine alte, friſch bewegte Univerſität voll ſtattlicher wiſſenſchaftlicher Arbeit. Da iſt, ganz neu, zur Seite ihrer neuen

haſtenden Rieſenſtadt, die Univerſität Chicago: dereinſt, vor 20 Jahren, außerhalb der Stadt begründet, jetzt längſt von ihr eingeholt und umfaßt – ähnlich, wie es Columbia mit New York ergangen iſt. Aber noch immer liegt die Univerſität Chicago einigermaßen für ſich, auf ihrem breiten Gelände, zwiſchen den großen Parken, dem meergleichen Michiganſee benachbart; und eine Welt für ſich ſtellt ſie noch immer dar, befruchtet durch Rockefellers unvergleichlich üppigen Millionenſegen, die Gebäude prächtig, ein wenig prahlend und überaus praktiſch zugleich. Alle alten und alle neuen Aufgaben der amerikaniſchen Univerſität ſind da lebendig neben einander entwickelt, auch das Reingeiſtige, das Reinwiſſenſchaftliche: ich hatte das Glück, auch hier einem ganz beſonders reichen und ſympathiſchen Kreiſe ſchaffender Gelehrter zu begegnen.

Und überall fand ich Eins: überall genoß die Univerſität einer auffallend ſtarken Liebe und Pflege durch ihre Umgebung. Ich habe mit Profeſſoren, aber auch mit den Männern der akademiſchen Verwaltung, den Präſidenten, den Kuratoren (trustees), den Freunden der Univerſität geſprochen, mit Geſchäftsleuten, Praktikern des wiſſenſchaftlichen und wirtſchaftlichen Lebens, Rechtsanwälten, Ärzten außerhalb der Univerſität. Da hat man mich (darf

ich es hier erzählen?) immer nach Hamburg gefragt, und wenn ich dann über die Widerstände sprach, die der dort draußen freudig und verständnisvoll begrüßte Universitätsantrag des Senats hier fand, wenn ich sprach von den Gegengründen, den Einwänden und den Abneigungen, von der Abneigung hamburgischer Körperschaften und Berufskreise, von den Befürchtungen unheilvoller Folgen dieser neuen Gründung für Hamburgs allgemeines Dasein, dann durfte ich die Gesichter meiner Unterredner nicht recht ansehen. Das erschien ihnen von ihrem Gesichtspunkte aus, und soweit ihre Höflichkeit sie sich äußern ließ, wie eine Summe schwer begreiflicher Bedenklichkeiten, ja vielleicht halb abergläubischer Vorurteile, die vor keiner Erfahrung stichhalten könnten; sie schüttelten den Kopf. Hatte nur ich ihnen falsch berichtet? Sie jedenfalls waren eins mit ihrer Universität. Gerade in diesen mit Hamburg unmittelbar vergleichbaren Handelsstädten ist mir das überall entgegengetreten, wie es ja auch für die verwandten großen englischen Handels- und Industriestädte gilt, die in den letzten 15 Jahren sich mit einem Kranze von deutschem Geiste nicht unbeeinflußter Universitäten geschmückt haben. Diese amerikanischen Großstädter, das erfuhr ich, w o l l e n diesen Nebenstrom geistigen Daseins, diese Berührung mit gei-

ſtigen, wiſſenſchaftlichen Kräften. Sie gehen aus von der allgemeinen Erziehung der gebildeten Schicht aller Berufe, der führenden Schicht der Nation, im College, aber ſie wollen nicht minder die wiſſenſchaftliche Lehre und die wiſſenſchaftliche Forſchung und die Verbindung beider nach deutſcher Art. Sie ſehen darin eine belebende und notwendige Kraft auch für das wirtſchaftliche Daſein ihrer Kommunen und für die innere Vornehmheit und den inneren Reichtum des Daſeins überhaupt. Sie ſprechen davon mit Stolz und Freude und arbeiten daran mit. Alle Hände ſind für dieſe Univerſitäten offen; die Pracht der Bauten überall im Oſten und im Weſten predigt davon, und mag es ſein, daß der Reichtum des Inhalts noch nicht überall der Pracht der Schale völlig entſpricht, ſo wächst doch der Inhalt unabläſſig nach und bereichert ſich auch. Und es ſind die Univerſitäten, nicht etwa iſolierte Forſchungsinſtitute, an die dieſe Hoffnungen geſteigerten Lebens ſich knüpfen. Ein kluger engliſcher Beobachter hat jüngſt beſchrieben, wie nutzlos und einflußlos die Fülle von ſtaatlichen Forſchungsinſtituten für die allgemeine geiſtige Atmoſphäre der Bundeshauptſtadt bleibe, die in Waſhington arbeiten und nicht lehren und nicht miteinander verknüpft ſind. –

Das alſo war die Summe meiner Eindrücke: ein Blühen und Vorwärtsſtreben, andersartig als bei uns, aber angefüllt mit deutſchen Anregungen, und, davon ging ich aus, hiſtoriſch-ariſtokratiſch, ariſtokratiſch nicht im Klaſſenſinne, ariſtokratiſch durch Bildung, durch den Zuſammenhang mit älteren Kulturen, durch den Zuſammenhang eines neuen, allen geöffneten, geiſtig gehobenen Standes in sich selbst. Dieſe Schichten dringen ein in die amerikaniſche Politik, trotz aller Skepſis und allen Schmutzes, die an dieſer Politik kleben. Theodore Rooſevelt und Woodrow Wilſon, beide ſtammen ſie aus dieſer Schicht, beide Univerſitätsleute und Schriftſteller, Wilſon ſelber lange Profeſſor und Präſident einer Univerſität. „Grüßen Sie meine Kollegen an den deutſchen Univerſitäten!", ſo lauteten bei meinem Beſuche im Weißen Hauſe ſeine letzten Worte.

Für Amerika entſpringt, was ich eben geſchildert habe, einer neuen Notwendigkeit vergeiſtigender Entwicklung. Deutſchland hat im 19. Jahrhundert die umgekehrte Entwicklung durchgemacht. Es iſt aus weltfremder Geiſtigkeit in die Wirklichkeit eingetreten, und wir alle wollen dieſe Wirklichkeit feſthalten. Aber ſeit zwei Jahrzehnten ſpüren wir doch auch die ſteigende Sehnſucht, mit dieſer Wirklichkeit die Pflege des Geiſtigen wieder ſtärker zu verbinden

und neben den Namen, der uns die Welt bedeutet, neben Bismarck, dessen wir wahrlich jeden Tag bedürfen, in vollerem Maße auch wieder Goethe zu stellen. Wir sind amerikanischer geworden, Amerika ist europäischer, deutscher geworden, wir selber streben wieder zum Geistigen hin: wir Deutschen dürfen diesen Annäherungsprozeß der beiden Nationen und diesen Lebensprozeß des amerikanischen Volkes mit freudigem Anteil begrüßen. –

Ich habe Ihnen berichtet als Historiker und als Professor. Ich habe mich drüben, als Hamburger, – von dem Anlaß hörten Sie schon – auch nach Lehren für meine engere Heimat gefragt. Sie erlauben dieser Abschiedsrede ein knappes Schlußwort unter dem Gesichtspunkte Hamburgs. Ich habe dabei nur die Folgerungen zu ziehen aus dem, was ich soeben sagte. Ich darf daran erinnern, daß ich im Jahre 1907 mit einer Antrittsrede vor Hamburg hingetreten bin, in der ich von der Durchdringung des deutschen Bürgertumes und Städtetumes der jüngsten Gegenwart mit geistigem Bedürfnis und akademischem Ehrgeiz sprach. Auch Hamburg sah ich auf diesem Wege; ich suchte die Verbindung Hamburgs und seiner wirtschaftlich größten Zeiten mit der geistigen Bewegung auch in der Vergangenheit auf, und ich fand und finde noch das wunderliche Dogma

von Hamburgs natürlicher Geiſtesfremdheit, von der natürlichen gegenſeitigen Ausſchließung geiſtigen und wirtſchaftlichen Lebens, von der angeblich „genialen Einſeitigkeit" dieſer Stadt, die ſie zum Banauſentum verdammen ſoll, ebenſo ungeſchichtlich wie unpraktiſch: ein Dogma, das aus einer zeitweiligen Verengerung und geiſtigen Verarmung im 19. Jahrhundert, die ſich aus beſtimmten hiſtoriſchen Gründen begreift, eine dauernde Eigenſchaft und gar einen Vorzug machen will. Die deutſche Entwicklung der letzten Jahre gibt dieſem Dogma nicht Recht. Jener lebensſtarke Ehrgeiz deutſcher Städte auf geiſtige Bereicherung hat ſeine Bahnen weiter verfolgt. Frankfurt a. M., Mannheim, Düſſeldorf haben Hochſchulen ausgebildet, Dresden hat ſeine Anſprüche für die Zukunft angemeldet. Wir haben in dieſen Jahren in Hamburg ſelber das Kolonialinſtitut, wir haben die neuen Profeſſuren erhalten: wir haben den geſamten wiſſenſchaftlichen Betrieb ſich erweitern geſehen. In dieſem Gebäude hat er ſich wachſend entfaltet und neigt nun ſchon dazu, dieſe Mauern zu ſprengen. Die Bürgerſchaft hat die vereinigende Weiterentwicklung des geſondert Entſtandenen, des Kolonialinſtituts und des Vorleſungsweſens, verlangt; der Senat hat ſeinen Univerſitätsantrag eingebracht. Ich wende, in dieſem Vortrag, der keine Kampfrede iſt,

die Ergebnisse meiner amerikanischen Schilderungen auf die Kämpfe an, die uns heute in Hamburg umgeben. Ich spreche für mich allein – wes das Herz voll ist, des darf der Mund ja wohl, zumal in einer Abschiedsstunde, übergehn. Ich wiederhole die Überzeugung, die ich beim Eintritt in diesen Kreis ausgesprochen habe, und ich glaube zu wissen, daß ich in ihr mit sehr vielen meiner bisherigen Mitbürger einig bin. Nur kurze Sätze reihe ich da auf. Ich brauche nicht zu sprechen von dem wirtschaftlichen Nutzen einer um das Kolonialinstitut herumgebauten, auf die weite Welt hinausblickenden Universität für den Hamburger Handel unmittelbar. Diese direkte Nützlichkeit hat meines Wissens niemand bezweifelt; sie braucht vielleicht auch nicht an eine Universität gefesselt zu sein. Ich überlasse es anderen, die selber aus dem Kaufmannstume herkommen, den Nutzen einer geistigen Schulung hohen Stiles für die gesamte Stellung des Kaufmannsstandes im nationalen Leben zu erhärten. Ich möchte, von meinem Standpunkt aus, noch stärker die allgemeine Förderung betonen, die dieser Stadt und diesem Staate, für ihr gesamtes Leben, die Einführung so vieler geistiger Quellen, wie nur eben möglich, bedeutet. Ich möchte betonen, wie sehr eine große Organisation, wie diese Stadt es ist, die

Entfesselung all ihrer Lebenskräfte und den Gewinn aller Anregungen, die sie nur erreichen kann, für ihre eigene innerliche Fortentwicklung braucht. Ich möchte noch ernster darauf hinweisen, wie sehr der Staat Hamburg Anlaß hat, seine Individualität, auch die kulturelle, so voll wie nur möglich auszubauen, sich selber zu kräftigen und zu behaupten als allseitiges Wesen in sich, in einer Zeit, wo eine soeben eindringende neue Finanzgesetzgebung des Reiches die Sonderstellung, die Selbständigkeit der einzelnen Staaten stärker, als wir es früher ahnten, zu bedrohen beginnt: er hat Anlaß, inmitten steigender unitarischer Flut alle produktiven, alle machtbildenden Kräfte seines eigenen Daseins zu entwickeln, neue Mittelpunkte in sich zu schaffen, von denen ihm Leben kommen kann, das ihn hält und trägt und seine nationale Stellung erhöht — Frankfurt, das ehedem freie, das auf seine Freiheit verzichten gemußt, weiß ganz genau, weshalb es seine Individualität durch eine Universität zu stärken trachtet! Und ich sehe überdies in der Hamburger Bevölkerung neben den allezeit mit gutem Rechte vorwaltenden kaufmännischen Bedürfnissen und Schichten andere Bedürfnisse und andere Schichten, die auch ihre Befriedigung fordern.

Vor allem aber betone ich das eigene Recht des geiſtigen Lebens. Die hamburgiſche Politik der verantwortlichen Gewalten in Senat und Bürgerſchaft geht mit gutem Fug vom Greifbar-Tatſächlichen aus. Da iſt der Weg ja bekannt: Das Kolonialinſtitut, ſo lebendig es begonnen hat und ſo lebendig es werden kann, ſtirbt ohne jeden Zweifel hin, wenn es nicht entwickelt wird. Das Vorleſungsweſen, das ſich ſo zugkräftig ausgeſtaltet hat, wird notwendigerweiſe ſeine Schwungkraft verlieren, es muß verarmen, es muß ſubaltern werden, wenn es allein bleibt. Den akademiſchen Einſtrom von wechſelnden, lebendigen Kräften brauchen ſie alle beide, ſie brauchen das neue Blut wiſſenſchaftlicher Hörer und Mitarbeiter. Der Weg allein kann vorwärts führen, der dieſe Daſeinsbedürfniſſe befriedigt. Ich ſehe praktiſch keinen andern als den der Univerſität. Das iſt die, wie ich glaube, praktiſch unausweichliche Folgerung der Lage; man wird keinen anderen Ausgang finden. Dem Profeſſor aber, der dieſen Weg der praktiſch ſtaatsmänniſchen Beweisführung anerkennt; dem Profeſſor, der indeſſen innerlich doch ſeinen eigenen geiſtigen Bedürfniſſen gehorcht, dem unbedingten Bedürfnis nach der regenerierenden Kraft eines lebendigen Austauſches von Lehre und Forſchung,

von jung und alt, von Schüler und Lehrer, von Hall und Widerhall; dem Profeſſor, der an ſeinen Beruf glauben und ihm folgen muß, wenn er überhaupt wert ſein ſoll zu exiſtieren, und dem das Geiſtige oberſtes Gebot und innerſte Überzeugung iſt: ihm wollen Sie erlauben, doch am ſtärkſten den Glauben zu bekennen, daß auch und gerade das Unausrechenbare ſeinen praktiſchen Wert beſitzt, daß es nichts Unpraktiſcheres gibt als die Blindheit für den Wert des Unpraktiſchen, daß auch die praktiſchen, die wirtſchaftlichen, die politiſchen Mächte verdorren, wenn nicht eine ſtete geiſtige Erneuerung ſie ſpeiſt, daß die Gefahr der geiſtigen Engigkeit, der wirtſchaftlichen Einſeitigkeit, der kulturellen Banalität eine wirkliche Gefahr iſt für die perſönlichen Lebenskräfte, aus denen alles Lebendige, alle Arbeit, aller Wohlſtand ſprießen muß. Der Drang allgemeiner, menſchlicher, gedanklicher, kultureller Bildung, allgemeinen Denkens, iſt heute in Deutſchland lebendiger als ſeit langem. Keine Fachſchule kann dieſen gegenwärtigen Bedürfniſſen genugtun, keine Begrenzung auf das Nützliche iſt wahrhaft nützlich. Nur die Univerſität im vollen geiſtigen Sinne iſt wirklich modern. Und kein Stück Deutſchlands, lebensvoll in ſich, hat dieſe ſtete Lebenserneuerung, dieſe Pflege der verborgenen Triebkräfte des

geistigen, persönlichen, schaffenden Lebens, aus dem alle große Wirkung aufsteigt, diese Pflege der verdeckten Wurzeln alles Daseins, diese Pflege des Geistigen nötiger als eine wirtschaftliche Großstadt. Ich schöpfe daraus den Glauben an die Notwendigkeit voller geistiger Organisation gerade für Hamburg.

Die Nordamerikaner sehen in Bildung Macht. Sie sind gewiß voll jugendlichen Stolzes auf alles, was sie besitzen und hegen. Aber sie waren bisher doch auch keine schlechten Rechner. Sie wollen die Entfaltung und Abrundung der Individualität ihrer Großstädte, sie wollen deren Verbindung mit der Bildung ihrer Nation und der Welt; sie wünschen, praktische Leute wie sie sind, die wirtschaftliche Einseitigkeit, die sie nicht für genial, nicht für einen Lebensquell, nicht für einen Ruhm erachten, in diesen ihren großen Kommunen zu überwinden. Sie strecken ihre Arme nach dem Geistigen draußen und wehren es *nicht* ab. Auch für Hamburg ist die Gesundheit seines Gesamtlebens in Frage, sein innerliches Leben mit der Nation, seine innerlichen Triebkräfte.

Meine Damen und Herren! Die Frage der Universität schwebt. Mich hat der Ruf an eine große und schöne, ältere Hochschule, der gewiß immer seinen mächtigen Reiz ge-

habt haben würde, getroffen, ehe jene Frage hier entschieden ist. Ich kann nicht mehr warten, ich kann, inmitten der erregenden Kämpfe, die hier begonnen haben, die Ungewißheit in Zeit und Art der Lösung nicht abwarten; ich muß gehen: nur dieses einen Grundes halber. Denn ich gehe schweren Herzens, aus lieb gewordener Umgebung, die mir eine Heimat zu werden versprach. Meine Hoffnung bleibt, daß die Sache, der auch mein hiesiges Dasein zu dienen hatte, daß die Universität Hamburg doch an ihr Ziel gelangt – weil ich überzeugt bin, daß es eine lebendige Lösung, eine Lösung im Sinne des Lebens und nicht des Todes, außer dieser einen nicht gibt. Und dies bleibt – auch der Gegner wird mir seine Aussprache verzeihen – in dieser Stunde mein unerstickbarer Abschiedswunsch, daß dieses Werk dennoch gelinge. Es ist, wie ich vor Ihnen bekannt habe, meinem Glauben nach für Hamburg ein Wunsch des Reichtums, der Lebendigkeit, des Verständnisses für die Antriebe und Gebote der Zeit. Es ist der Wunsch eines stets in dankbarer und herzlicher Gemeinschaft mit dieser Stadt Verbundenen, der Wunsch eines, der gern in Hamburg selber die Früchte dieses Werkes, an dem auch er bescheidentlich mitschuf, miterlebt haben würde. Die persönlich schönste Frucht dieser für mich reichen und un-

vergeßlichen Jahre nehme ich auch heute mit: dieses Gefühl des innerlichen Zusammenhanges mit dieser Stadt, mit meiner Hörerschaft durch so manchen Winter hin. Keiner wird sich heller über die Vollendung freuen, die ich für Hamburg ersehne, als ich. Innerlich ein Getreuer, obwohl ich heute scheiden muß, sage ich in diesem Saale denen, die mir für mich immer der Inbegriff Hamburgs gewesen sind, meinen Dank und meinen Gruß und aus bewegtem Herzen mein Lebewohl.

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

Männer und Zeiten

Essays zur neueren Geschichte

Von

Geheimrat Professor Erich Marcks

7. und 8. Tausend. 2 Bände zu 20 Bogen.

Broschiert Mark 10.— In Originalleinenband Mark 12.—

„Alfred Lichtwark zur Feier seines 25 jährigen Jubiläums zu ehren, hat Erich Marcks die Früchte 25 jähriger historischer Arbeit zum Strauße gebunden, und alle, die in ihm den Meister des historischen Essays, den feinen und geistvollen Beherrscher der Kunst, Männer und Zeiten zu charakterisieren, bewundern, werden es ihm danken. Diese 28 Reden und Aufsätze führen uns durch den ganzen weiten Bereich seiner Forscherarbeit: von der Hugenottengeschichte, der seine erste Liebe als Historiker galt, bis zu Bismarck und zu den politischen Konstellationen der Gegenwart . . . Es sind köstliche Früchte, die uns in diesen beiden Sammelbänden geboten werden, voll Reife und Saft. Das stilistische Gewand einer sehr subjektiven, sehr sorgfältig gefeilten und dennoch kräftigen Sprache von starker Bildlichkeit erhöht noch den Genuß des Lesens.“ (F. Fdch. Literarisches Zentralblatt für Deutschl.)

„So gehören denn die beiden soeben erschienenen Bände zu dem Schönsten, was man heute lesen kann. Eine doppelte Meisterschaft offenbaren sie vor allem (die sich auch in seinem ‚Bismarck‘ zeigt): die Kraft plastischer Gestaltung von Persönlichkeiten und die tief eindringende Kunst, unsichtbare Verbindungsfäden allgemeiner Bewegungen in feinstem Nachempfinden aufzudecken. Der Historiker Marcks ist eben auch Künstler und — Philosoph, er hat den Sinn für das Allgemeine im Besonderen und vermag gleichzeitig das Besondere in typischer Gestaltung vorzuführen. Er schafft stets abgerundete, lebensvolle Bilder, die uns blitzartig das innere Wesen der geschilderten Persönlichkeiten beleuchten . . . Die Feinheit der Analyse und die Kunst der Anordnung, die gleichzeitiges nacheinander so darstellt, daß es als gleichzeitig erscheint: sie kann nur der nachempfinden, der selbst mit historischen Stoffen gerungen hat.“

(Privatdoz. Dr. O. Braun. Hamburger Fremdenblatt.)